

»Mr. Challenger, hast du gesagt? Doch sicherlich nicht Johnny?«

»Ich fürchte, nein. Ich weiß, wie gut du dich mit John Challenger verstanden hast, als du in Kalifornien warst. Aber, nein, in diesem Fall handelt es sich um seinen älteren Bruder.«

»Du meinst das schwarze Schaf? Der Verräter, der –«

»Nimm dich in Acht, junge Frau«, fiel Steve ihr ins Wort. »Er ist zufällig ein Freund von mir!«

»Oh, *diese* Art Freund!« sagte Laura und reckte das Kinn in einer Weise in die Höhe, die Steve viel zu sehr an seine dickköpfige Frau erinnerte.

»Alles, was ich dazu zu sagen habe«, fuhr Steve entschlossen fort, »ist, daß du Mr. Challenger begrüßen wirst und daß du höflich zu ihm sein wirst; mehr wird nicht von dir verlangt!«

»Oh, es ist unmöglich, unerträglich, und ich mache das Spiel nicht mit!« brauste Laura auf. »Wie konntet ihr nur? Wahrscheinlich ist er in deinem Alter Papa, und –«

»Laura, Trent Challenger ist erst dreißig! Sicherlich nicht zu alt, um interessant zu sein.«

»Aber viel zu alt für mich!«

»Laura!« fiel Ginny feinfühlig ein, »du mußt begreifen, daß wir früher oder später einmal alle lernen müssen, uns zu verstellen – zumindest aber höflich zu sein, wenn die Angelegenheit nicht von allzu großer Bedeutung ist. Mein Liebes, du mußt wissen, daß weder dein Vater noch ich die Absicht haben, dich zu einer Verlobung zu zwingen – ganz zu schweigen von einer Heirat! Alles, was wir von dir verlangen, ist, daß du dich höflich benimmst, wenn Trent Challenger hier eintrifft, und wenn die Sprache auf diese Vereinbarung kommt – was gar nicht sicher ist –, wird er zweifellos mit deinem Vater reden, und dann wird er die Sache ein für allemal aus der Welt schaffen.«

»Was meinst du damit, daß er mit Papa reden wird?« entgegnete Laura mit erhobener Stimme. »Was hat Papa damit zu tun? Was ist mit *mir*?«

Unvermittelt erhob sie sich mit merkwürdig ruhiger Miene. »Also gut«, brachte sie kühl hervor. »Ich nehme an, daß ohnehin nichts, was ich sage, etwas ändern wird.« Damit machte sie kehrt und verließ, die Tür mit einem lauten Knall hinter sich zuschlagend, den Raum. Das alles ging Laura wieder durch den Kopf, während sie auf Amigos Rücken vom Hause fortgaloppierte.

Ihr zu verkünden, daß sie einen Verlobten hatte, von dem sie nie etwas gehört hatte und dem gegenüber sie sich höflich benehmen sollte – diesmal gingen ihre Eltern zu weit. Sie würde diesen Trent Challenger nicht begrüßen, und wenn es sein mußte, würde sie ganz sicher nicht vorgeben, höflich zu sein! Sie hatte alle Geschichten über ihn gehört – ein Revolverheld, ein Abtrünniger, manche nannten ihn sogar einen Gesetzlosen.

Er war nie wieder nach Hause zurückgekehrt, nachdem er fortgegangen war; nicht einmal, als seine Mutter im Sterben gelegen hatte. Es war immer dem armen Johnny überlassen geblieben, mit allem fertig zu werden, und nun wagte es Johnnys nichtsnutziger Bruder, aufzutauchen und sich als ihr Verlobter ankündigen zu lassen! Finster fragte sich Laura, ob er wohl Geld brauchte. Vielleicht war er enterbt worden

oder würde es werden, wenn er sie nicht heiratete, wie es zwei alte Männer bestimmt hatten. Ihr fiel ein, daß Johnny ihr einmal erzählt hatte, daß sein Großvater mütterlicherseits ein unbeugsamer und autoritärer Mann gewesen war, der, ebenso wie ihr Urgroßvater, keine Skrupel gehabt hatte, das Erbe für seine Nachkommen mit bestimmten Bedingungen zu verknüpfen. Nun, das war nicht ihr Problem! *Ihr* war es gleichgültig, ob sie das Geld ihres Urgroßvaters erbte oder nicht!

Nein, dachte Laura jetzt trotzig. Ich *werde* ihm nicht begegnen! Sie würde einfach dem Haus fernbleiben; sie würde Anita im Dorf besuchen und über Nacht bleiben, und ihre Eltern würden sie entschuldigen müssen. Sie würde die Folgen später auf sich nehmen, zum Teufel!

Laura hoffte inständig, daß Trent Challenger nicht die Absicht hatte, lange auf der Hacienda zu bleiben.

Kapitel 2

Trent Challenger – hätte Laura es nur gewußt! – hatte nicht die geringste Absicht, länger auf der Hacienda de la Nostalgia zu verweilen, als er benötigte, um Steve Morgan und seiner reizenden Frau seine Ehrerbietung zu erweisen und das Paket, das er aus Mexiko City mitgebracht hatte, abzuliefern. Er hoffte inständig, daß Laura Morgan abwesend sein würde; auf diese Weise würde die Peinlichkeit und Unannehmlichkeit eines Treffens zwischen ihnen vermieden werden. Wenn sein Geschäft mit Steve erledigt war, konnte er zur Abwechslung ein paar Stündchen in einem Bett schlafen, bevor er morgen in aller Frühe wieder aufbrach.

Er blieb nirgendwo länger als unbedingt notwendig, wollte und mußte niemals irgendwohin oder zu irgend jemandem zurückkehren. Nicht mehr. Es hatte einmal so etwas wie eine Heimat für ihn gegeben, aber nur, solange seine Mutter noch am Leben gewesen war und alles mit ihren kleinen, zarten und trügerisch zerbrechlich wirkenden Händen, die in Wirklichkeit so kräftig waren, zusammengehalten hatte. Seine Mutter hatte es geschafft, stark zu sein, obwohl ihr Mann sie verlassen hatte, um seinen reichen Freunden und einem englischen Adelstitel hinterherzujagen.

Wie gewöhnlich, wenn Trent an seinen Vater dachte, verfluchte er ihn bei sich, weil er ein so egoistischer, dünkelfhafter Kerl gewesen war und seine Mutter mit derartiger Gleichgültigkeit und Arroganz behandelt hatte.

James Challenger hatte sich nach dem Studium in Harvard nichts sehnlicher gewünscht, als eine große Europareise mit seinem Freund Arthur Singleton, Sohn eines mit einer reichen Amerikanerin verheirateten englischen Auswanderers, zu unternehmen.

Mamacita – Carmen Maria Teresa de Avila – stammte aus einem alten spanischen Geschlecht. Ihre Familie besaß fast vierhunderttausend Hektar Land im rasch erblühenden südlichen Teil von Kalifornien, und der aristokratische Don Manuel de Avila war ein kluger und gerissener Geschäftsmann gewesen, der seine Millionen dort angelegt hatte, wo sie den größten Profit abwarfen – in Mexiko, überall in den Vereinigten Staaten und, so wurde gemunkelt, sogar in Europa und Südamerika.

Wenn Don Manuel eine Schwäche hatte, dann war das seine einzige Tochter, seine Carmencita mit den dunklen, funkelnden Augen und der unbändigen Fülle schwarzen Haares. Sie hatte die engelhafte Schönheit ihrer Mutter und die Klugheit und den Geschäftssinn ihres Vaters geerbt. Trotz alledem war sie ebenso fröhlich und temperamentvoll wie jede siebzehnjährige Frau, die gerne tanzte und Feste feierte.

Warum, fragte sich Trent immer wieder bitter, hatte sie es zugelassen, mit einem Mann verheiratet zu werden, den sie kaum kannte? Nur weil Christian Challenger und Don Manuel seit Jahren Geschäfte miteinander machten und Partner in zahlreichen Geldanlagen waren?

»Aber, mein Sohn – ich habe mich auf den ersten Blick in deinen Vater verliebt!« hatte seine Mutter ihm einmal vorgehalten. »Eines Tages wirst du auch lernen, die Liebe zu verstehen, die keine Rücksicht nimmt auf die Gefahr, verletzt zu werden. Er sah so gut aus, dein Papa – gerade aus Harvard zurück und wie ein Mann aus dem Osten gekleidet. Es war nicht seine Schuld. Ich wollte ihn, sagte das meinem *padre*, und wie gewöhnlich gab er mir nach.«

James hatte ebenfalls nachgegeben, wenn auch ziemlich mißmutig. Aber, was diese Heirat anbetraf – eine Vereinigung zweier Familien, die bereits durch Freundschaft, gegenseitige Hochachtung und Geschäfte miteinander verbunden waren –, hatte sich Christian Challenger entschlossen und unnachgiebig gezeigt. Wenn sein ältester Sohn seine zukünftige Frau auch im Augenblick nicht ›liebte‹, würde sich diese Liebe mit der Zeit und den gemeinsamen Kindern schon einstellen.

James durfte sechs Monate in Europa verbringen, und nachdem er sich die Hörner abgestoßen hatte, kehrte er zurück, um zu heiraten und Verantwortung zu übernehmen ... eine Verantwortung, die nicht viel mehr umfaßte, als vier Kinder zu zeugen – und sich so oft wie möglich fern der Einsamkeit und Langeweile der *Carmel-rancho* aufzuhalten.

Vorgeblich als Feriensitz für die Familie gedacht, hatte er ein palastartiges Anwesen mit gepflegtem Park in einer der beliebtesten und vornehmsten Gegenden San Franciscos erworben. Leland Stanford, Charlie Crocker und die sogenannten Silberkönige Hunt, Fair und McKay waren, zusammen mit ihren aufgeputzten, blasierten Frauen, seine Nachbarn. Er ritt mit ihnen aus, ging mit ihnen auf die Jagd und veranstaltete Saufgelage mit ihnen, während seine Frau sich um alles kümmerte: Geschäftsangelegenheiten, die Versorgung der Ranch, die Buchhaltung – einfach alles.

Gelegentlich kam James für ein Wochenende zu Besuch; wenn er Geld brauchte, blieb er auch ein paar Tage länger. Diese Besuche und die Besessenheit, mit der sein Vater seinen rechtmäßigen Anspruch auf einen alten englischen Herzogtitel verfolgte, hatten Trent mit einer Wut und Abneigung erfüllt, die an Haß grenzte.

Wie seine Mutter *strahlte*, aufgeregt wie ein Schulmädchen, wenn ihr Mann erwartet wurde! Und wenn er, unter herablassenden Ermahnungen an die Kinder, wieder verschwunden war, hatte sie stets einen traurigen Ausdruck in den Augen, den sie zu verbergen versuchte.

Zum einen, um den erzwungenen Besuch einer ›guten‹ Universität im Osten zu umgehen, zum anderen, weil er den Schmerz seiner Mutter nicht mit ansehen konnte, ohne gegen seinen Vater Mordgelüste zu hegen, war Trent mit sechzehn von zu Hause fortgegangen. Seine Mutter hatte ihn voller Verständnis und Liebe ziehen lassen – mit der Liebe, die sie so sanft und selbstlos verströmte, selbst an ihren Mann, der ein solches Gefühl weder verstand noch zu würdigen wußte.

Zum Teufel mit seinem Vater! Es wäre das beste, wenn sich ihre Wege nie wieder kreuzten – denn Trent hatte im Laufe der Jahre gelernt, sicher und mühelos und ohne Bedauern zu töten; mit dem Revolver, dem Messer oder den bloßen Händen.

Tatsächlich hatte sein Ruf dazu geführt, daß er in New Mexiko fast gelyncht worden wäre. Der ›mächtige Mann‹ der Stadt hatte festgestellt, daß seine Revolverhelden es nicht mit dem Mann, der nur unter dem Namen Trent bekannt war, aufnehmen wollten,

und hatte es, da der Sheriff nach seiner Pfeife tanzte, so eingerichtet, daß er sich seiner auf legalem Wege entledigen konnte. Aber die Stadt und ihr mächtiger Mann wurden um das Vergnügen des Lynchens und des üblicherweise auf ein solches Ereignis folgenden Trinkgelages betrogen. Dem Sheriff wurde von einem Bundesmarshal kurzangebunden mitgeteilt, daß sein Gefangener zur Vernehmung an höherer Stelle gebraucht wurde – und damit war die Sache erledigt.

Sein Großvater, Don Manuel, hatte die Pinkertons auf die Spur seines vermißten Enkels gesetzt, und er hatte überdies einen einflußreichen Freund – einen gewissen Mr. James Bishop. Auf diese Weise war Trent ›gerettet‹ worden und hatte erfahren, daß seine Mutter gestorben war. Nach dieser Nachricht schien ihm alles gleichgültig, und er empfand nur noch Haß gegen sich selbst, weil er so lange von zu Hause weggeblieben war, und Haß gegen seinen Vater.

Don Manuel, der ein kluger Mann war und spürte, daß sein Lieblingsenkel ein Ventil brauchte für seine Wut und Bitterkeit, erhob keine Einwände dagegen, daß Trent für Mr. Bishop und seine Spießgesellen ›arbeitet‹. Denn Mr. Bishop trieb, wie Trent erfahren sollte, alle seine Schulden ein – und benutzte seine Schuldner für seine Zwecke.

Wie leicht und bereitwillig hatte Trent sich in Bishops Netzen einfangen lassen! Natürlich war er zuerst auf seine Tauglichkeit geprüft worden, indem man ihm schwierige Aufgaben zuwies – zum Beispiel, Ärger zu suchen oder heraufzubeschwören, wie es die Situation erforderte; und so viele Informationen wie möglich zu sammeln. Wenn dabei getötet werden mußte, so tat er es in dem Wissen, daß er keine Gnade mehr zu erwarten hatte, wenn er gefaßt wurde. In gewisser Weise hatte er die Gefahr und das Abenteuer genossen – denn es hatte ihm keine Zeit gelassen, allzuviel und zu lange über die Vergangenheit mit ihren Schmerzen nachzudenken. Mit der *rancho* waren zu viele Erinnerungen für ihn verbunden, und er hatte keine Zeit gehabt, eine enge Beziehung zu seinen Schwestern und seinem jüngeren Bruder zu entwickeln. Besitz bedeutete ihm nichts, und er scheute, zu Recht mit dem Ruf des Einzelgängers behaftet, vor jeglichen Bindungen zurück.

Keine Bindungen – Gott, wie er Bindungen haßte –, das Gefühl, unterdrückt und eingeschlossen zu sein. Die Liebe und vor allem die Ehe waren für andere Menschen geschaffen, nicht für ihn. Die Lust und ihre Befriedigung, wenn ihm danach zumute war, reichten ihm vollkommen. Keine Fesseln wie seine Mutter, die durch ihre Liebe und Ergebenheit an einen Mann gebunden gewesen war, der sich nicht einmal die Mühe gemacht hatte, so zu tun, als läge ihm etwas an ihr!

Trent zwang sich, die häßlichen, bösen Gedanken, die sich ihm düster wie eine nagende Krankheit aufdrängten, beiseite zu schieben. Es gab zu viele andere Dinge, an die er im Augenblick denken mußte, wie zum Beispiel an die versiegelten Briefe, die er in der Satteltasche mit sich führte.

Morgen, wenn er – diesmal in Richtung Kalifornien – wieder aufbrach, blieb ihm genug Zeit, über sich und sein Leben nachzudenken. Seine Lippen in dem bärtigen Gesicht verzogen sich zu einem flüchtigen, sarkastischen Lächeln, als ihm einfiel, was diese unangenehmen Gedankengänge ausgelöst hatte.